



verzerrung

zur nai und ein angebliches „11. Gebot“ zur Mülltrennung sind jedoch weder eine Übertreibung des in Rede stehenden Ereignisses, noch verweisen sie auf Widersprüchliches im Lehrschreiben des Papstes. Diese Karikatur, die allein durch die albernen Worte des Geistlichen, nicht aber durch die Zeichnung funktioniert, ist zu niveaulos, als dass sie neben den sehr informativen und ausgewogenen Wortbeiträgen zu diesem Thema einen Platz in der F.A.Z. verdient gehabt hätte.

DR. BARBARA SCHEUERMANN, GÖTTINGEN

Diaspora-Bistum Berlin

Zu „Bischof für die Hauptstadt“ (F.A.Z. vom 9. Juni): Ungeachtet der Kritik des Magdeburger Bischofs Feige darf man doch hoffen, dass der neue Erzbischof von Berlin bei seinem Wechsel von der Elbe an die Spree verstehen möge, dass Berlin in erster Linie ein Diaspora-Bistum mit den damit verbundenen Herausforderungen an die Evangelisierung ist und nicht – wie die Mehrzahl der Mitglieder der Deutschen Bischofskonferenz meint – ein honoriges Hauptstadt-Bistum, in dem sich Oberhirten durch prestigeträchtige Bauvorhaben verwirklichen können.

DR. URSULA LUNZE, BERLIN

Ein Enteignungsfluch im Osten Deutschlands

Zu „Hüter der Erinnerung“ (F.A.Z. vom 29. Mai): Die Verweigerung der Rückgabe von Privateigentum an die Alteigentümer nach der Wiedervereinigung war verfassungsrechtlich bedenklich und moralisch ein Skandal. Es ist gut, dass Persönlichkeiten wie Graf Schwerin und Dr. Madaus immer wieder darauf aufmerksam machen und das gelegentlich in Beiträgen wie dem von Philip Plickert in der F.A.Z. seinen Niederschlag findet. Als Folge der Aneignung von Produktionsmitteln durch Unbefugte – seien es rote Barone oder der Staat – hängt heute ein Fluch namens „70 Prozent-Ökonomie“ über dem Osten Deutschlands (das Niveau der Produktivität stagniert bei 70 Prozent des Westniveaus).

Die äußerlichen Zeichen sind verfallende Herrenhäuser, ein sich entvölkerndes flaches Land, weil, wie die Forschung belegt, die hochproduktive Landwirtschaft der Großbetriebe eine Intensivierung in Richtung einer ergänzenden Einkommenssicherung – von Ferien auf dem Bauernhof bis Selbstvermarktung, die in den bäuerlichen Strukturen Westdeutschlands typisch sind – unattraktiv macht. Die durchrationalisierten verlängerten Werkbänke der Konzerne wiederum werden aus westlichen Zentralen dirigiert. Dem Osten entgeht so die Wirtschaftsleistung der Headquarters – das Fehlen von Dax-Konzernen ist augenfällig. Was schließlich als unternehmerisches Format fast gänzlich fehlt,

ist der mittelständische Familienbetrieb mit internationaler Ausstrahlung, oft an ländlichen Standorten, der der Region wirtschaftliche und damit auch demographische und soziale Stabilität gibt.

Es ist gerade die Stabilität mittelständischer Wirtschaftsregionen, beispielsweise in Baden-Württemberg, in Bayern oder in Nordrhein-Westfalen, die gerne als Vorbild dient. Wer das Recht auf Erbe anzweifelt, der sollte sich die Alternative vor Augen führen, nämlich eine Gesellschaft, bei der ein Großteil des Produktivkapitals nicht mehr den Ortsansässigen gehört. Vereinfacht: Im Osten Deutschlands fehlen Familien wie die Schwerins oder die Madaus! Der Artikel macht auch auf folgendes aufmerksam: Der Schoß des privaten Neides und der staatlichen Gier, die seinerzeit zu den Enteignungen führten, ist noch immer fruchtbar. Die aktuelle Erbschaftssteuerdebatte lässt Motivationen durchscheinen, die denen von vor 25 Jahren ähneln. Dabei muss jeder, der seinen Betrieb veräußert und das Geld konsumiert, dies zuvor massiv versteuern. Die Erbschaftssteuer enteignet Produktivvermögen! Will man ein langfristiges Angleichen des Westens an den Osten? Dann ist das Zerstoren des landwirtschaftlichen und gewerblichen Mittelstands im Westen der richtige Weg.

PROFESSOR DR. DR. H. C. ULRICH BLUM, HALLE

In Berlin hieß es „Straßenbahn“

Da ist Mechthild Küpper („Des Pufferküssers Metropole“, F.A.Z. vom 22. Juni) wohl ein Tippfehler unterlaufen, wenn sie schreibt, dass es in West-Berlin schon seit 1957 keine Straßenbahn mehr gab. Es muss heißen 1967, denn erst am 22. Oktober 1967 machte die Linie 55 als letzte Straßenbahn in West-Berlin ihre letzte Fahrt. Wenn, wie Frau Küpper auch berichtet, die Straßenbahn in Berlin heute „Tram“ heißt, ist das ein Beispiel für das Eindringen süddeutscher Wörter und sonstiger Eigenheiten in den Norden. In Berlin und überhaupt in allen preußischen Städten hieß das mit Elektroantrieb auf zwei Schienen durch die Straßen fahrende Personentransportmittel Straßenbahn. Wenn man stattdessen „Tram“ hörte, wusste man: Jetzt bin ich in München.

Gerade im Verkehrssektor haben offenbar Süddeutsche das Sagen. So hört man in den Zügen der Deutschen Bahn heute nichts mehr von der nächsten „Haltestelle“, sondern nur noch „nächster Halt“ (bayerisch intoniert: „nexter Hoalt“). Im

Regionalexpress zwischen Frankfurt (Oder) und Magdeburg wurde der „nächste Halt“ eine gewisse Zeit lang angekündigt mit dem jedem Berliner und Brandenburger bekannten Lied von Fritze Bollmann („In Brandenburg uffm Beetzsee . . .“); das fand ich lustig. Nunmehr erklingt „Jetzt kommen die lustigen Tage, Schätzkel, ade . . .“ Auch ein schönes Volkslied. Doch noch schöner wäre es, in den Regionalexpress-Zügen immer ein Lied zu hören, das aus der jeweiligen Region stammt.

PROFESSOR DR. THEODOR SCHWEISFURTH, BERLIN

*

Von den vielen Zuschriften, die uns täglich erreichen und die uns wertvolle Anregungen für unsere Arbeit geben, können wir nur einen kleinen Teil veröffentlichen. Dabei kommt es nicht darauf an, ob sie Kritik oder Zustimmung enthalten. Oft müssen wir kürzen, denn möglichst viele Leser sollen zu Wort kommen. Wir lesen alle Briefe sorgfältig und beachten sie, auch wenn wir sie nicht beantworten können.